

*Kirche sollte sein; Jesus hat keine individualistische Gläubigkeit gewollt.
Aber doch wohl eine Kirche des Vertrauens, der Freiheit und der Liebe.*

Romano Guardini

Glaubensvermittlung

In der Pfingstwoche findet in Freiburg im Breisgau ein vom Deutschen Katechetenverein verantworteter *Katechetischer Kongreß* statt. Er ist der erste seiner Art seit den zwanziger Jahren. Die ihm zugedachten Ausmaße sollten alles übertreffen, was bei vergleichbaren Kongressen bisher auf die Beine gebracht wurde. Bis zu 4000 Teilnehmer werden erwartet. Es ist zweifelhaft, ob von solchen Mammutveranstaltungen über atmosphärische Verdichtungen hinaus sachliche Anstöße zu erwarten sind. Aber mit dem Motto „Miteinander glauben lernen in Familie, Gemeinde, Schule“ hat sich der Kongreß ein Thema vorgenommen, das nicht nur auf neue Impulse und auf eine wirkungsvollere Zusammenarbeit in einem Kernbereich kirchlichen Lebens zielt, sondern den *Grundauftrag der Kirche* betrifft: die Weitergabe des Glaubens durch Unterweisung und Zeugnis. Dies allein schon ist Grund genug, dem Kongreß Erfolg, wenn möglich einen Durchbruch zu wünschen, um die verschiedenen Formen und Felder der Glaubensvermittlung aus einer für die Lebenskraft christlichen Glaubens fast tödlichen Stagnation herauszuführen und die Zeit unproduktiver gegenseitiger Schuldzuweisung zu beenden.

Organisatorische Fragen einschließlich einer erstrebenswerten engeren Zusammenarbeit zwischen den verschiedenen Tätigkeitsfeldern, in denen Glauben vermittelt und eingeübt wird, sind dabei nur ein Problem unter vielen und kaum das wichtigste. Sehr viel wichtiger ist die *Erarbeitung praxisnaher Kriterien*, die denen, die am Dienst kirchlicher Glaubensvermittlung teilhaben, eine realistische Wahrnehmung ihrer Aufgaben ermöglicht und sie auch deutlicher die Chancen erkennen läßt, die jenseits defätistischer Zeitanalysen und billiger Tröstungsmanöver sich gerade hier und jetzt abzeichnen.

Voraussetzung dafür ist ein nüchterner Blick für die Zeitlage, für alles, was Glauben heute bedingt und beeinflusst und was folglich die Aufgabe der Glaubensvermittlung erschwert oder erleichtert, und die Bereitschaft aller Beteiligten, derer, die Konzepte entwerfen, derer, die Kriterien formulieren und Konzepte überwachen, wie derer, die täglich dafür ihre Hände rühren und ihren Kopf hinhalten, offensichtliche Fehlentwicklungen zu korrigieren

und soweit möglich zu überwinden und mehr als bisher voneinander zu lernen.

Vieles liegt in der Kirche selbst im argen

Dies alles aufzuarbeiten, wird, wenn die Bemühungen des Kongresses und die Erkenntnisse, die hinter ihm stehen, nicht nur ein kurzes Aufbrechen neuer Energien sein sollen, mühsam sein und viel Zeit, Einfühlung und auch Stehvermögen brauchen. Denn es steht außer Zweifel, daß bezüglich der Glaubensvermittlung in der Kirche selbst vieles im argen liegt. Teils wurden gesellschaftliche Veränderungen, von denen Glaubensvermittlung stets auch abhängig ist, erst sehr spät oder gar nicht zur Kenntnis genommen, teils wurde zu spät, zu hektisch und zu kopflos darauf reagiert. Wo Lücken entstanden, wie im Religionsunterricht oder in der katholischen Jugendarbeit, wurden sie entweder falsch eingeschätzt oder nur notdürftig überbrückt oder beides.

Speziell im *Religionsunterricht* wurden lange Zeit sehr einfache Sachverhalte durch *methodische Kopflastigkeit* zugedeckt; die eine falsche Alternative wechselte in kurzen Zeitabständen mit anderen nicht minder falschen. Dem scheinbaren Zwang zur bloßen Information über religiöse Sachverhalte folgte ein nicht minder am Glaubensthema vorbeiarargumentierender problemorientierter Unterricht. Das *Schulische* am Religionsunterricht wurde nicht nur zu einem wesentlichen didaktischen Gesichtspunkt, sondern zum scheinbar allein *unterrichtsleitenden Kriterium*. Dabei wäre es wirklich zu keiner Zeit schwierig gewesen zu erkennen und zu begründen, daß der Religionsunterricht, wenn er in der Schule eines säkularen Landes seinen Sinn haben soll, nie im direkten und eigentlichen Sinn Verkündigung oder gar Einübung in den katholischen Glauben sein kann. Aber wenn er als schulischer auch nicht Verkündigung sein kann, so erfüllt von den christlichen Kirchen verantworteter Religionsunterricht seinen Zweck doch nur, wenn er Kindern, Heranwachsenden und Jugendlichen hilft, den christlichen Glauben zu *erschließen*, und zwar nicht als Theorie, sondern als *existentiellen Vor-*

gang, und insofern ist er natürlich auch Teil einer gesamt-kirchlich konzipierten Glaubensvermittlung.

Wenn diese so einfache Einsicht in den letzten Jahren auch nie ganz verloren ging und jetzt wieder gewachsen ist, so ist es doch recht verwunderlich, warum sie, jedenfalls als praktisches Handlungskriterium, so lange Zeit hinter einer Nebelwand von Methodenstreit verborgen bleiben konnte. Weniger noch als die Praktiker der Schule haben sich dabei Pastoraltheologen und Religionspädagogen mit Ruhm bedeckt.

Daß die Adoleszenz eine ganz wichtige und ebenso schwierige Lebensphase religiöser Sozialisation und Einübung ist, hat auch in den letzten zwanzig Jahren niemand geleugnet; dennoch ist in dieser Zeit die *kirchliche* Jugendarbeit von manchen rühmlichen Gegenbeispielen abgesehen und trotz des weiterbestehenden organisatorischen Überbaus praktisch zusammengebrochen. Das geschah gewiß nicht, weil einfach kein Bedarf mehr war, die Jugendlichen sich früher verselbständigten und sich ihre Leitbilder fürs Leben bei anderen, konkurrierenden (Sinn-)Instanzen suchten, sondern auch weil kirchlich hilflos und ohne rechte Übersicht reagiert wurde. Die Jugend ist der Kirche so einfach aus der Hand gegliedert.

Dafür gab es gewiß eine Menge ganz unterschiedlicher Ursachen: *Personelle*: der sprichwörtliche Jugendkaplan stand immer weniger zur Verfügung; Jugendleiter und theologisch nachwachsende Mitarbeiter machten ihre Sache, wo sie eingesetzt wurden, im Prinzip nicht schlechter, ihre Glaubensbindung und ihre Glaubenspraxis ist aber eine andere, nicht von vornherein eine mindere, aber auf jeden Fall eine spirituell verschiedene. Dies ist im gemeinsamen Dienst von Geistlichen und Laien nie wirklich aufgearbeitet worden; die Zäsuren und Wunden sind geblieben: Sie spiegeln sich heute noch u. a. in nie endenden personellen Querelen zwischen Bischöfen und Verbandsleitungen der Jugendarbeit. *Soziale* und organisatorische: Die Jungen lösen sich früher aus der Welt der Erwachsenen, sie suchen ihre Gesellungen ungemein stärker bei Gleichaltrigen, sie schaffen sich auf breiterer Basis als früher üblich ihre eigene Jugendkultur und bevorzugen an Stelle fester Organisationen losere, unverbindlichere Zusammenschlüsse und -künfte ohne starke Bindungen und mit mehr Bewegungsfreiheit. *Religiöse*: Einer Minderbewertung von Glaubensüberzeugungen durch Erwachsene folgt eine Lockerung der Glaubenspraxis in den Familien; das gemeinsame Gebet wird reduziert oder verschwindet einfach; die Formen der Teilnahme am kirchlichen Leben lockern sich; das wirkt sich besonders nachteilig auf das ohnehin seltene religiöse Gespräch als eine Hilfe der Lebensführung aus. Damit reduzieren sich die Möglichkeiten der Einübung in religiöse Praxis auch schon für Kinder. Es gibt gegenwärtig sicher nicht wenige katholische Familien, die ihre eigene religiöse Praxis und die Einübung der Kinder in sie sehr viel bewußter pflegen und sehr viel ernster nehmen als ihre Eltern und Großeltern; aber sie bleiben die große Ausnahme.

Auch diese Situation wurde bisher, soweit überhaupt begriffen, nie als wirklich epochale Herausforderung an die

kirchliche Verkündigung angenommen. Man behalf sich mit einem meist zu Unrecht zur *Gemeindekatechese* hochdefinierten verbesserten *Erstkommunion- und Firmunterricht*. Ein in sich durchaus hoffnungsvoller Ansatz, weil er Eltern und Gemeindeverantwortung verbindet, weil so Geistliche, Laien im kirchlichen Dienst und Eltern, die sich für die Arbeit zur Verfügung stellen, neue Erfahrungen für sich und miteinander machen, auch manche menschliche Beziehungen und sehr persönliche *Glaubenshilfe* geleistet werden kann. Hilfreich ist diese neue Praxis auch, weil für manche Eltern solche Begegnung mit der Gemeinde zum Anlaß wird, sich ihrer eigenen kirchlichen Bindungen wieder etwas mehr bewußt zu werden und über den eigenen Glauben neu Rechenschaft zu geben. Dennoch werden Pfarrer, Katecheten und beteiligte Eltern die Wirkungen gerade dieses *Glaubenstrainings* nicht überbewerten wollen: Nach der Erstkommunion ist es für die überwiegende Zahl der Kinder mit der religiösen Initiation vorbei; zur Firmung als dem im eigentlichen Sinne ersten bewußten und freien Akt der Glaubensbezeugung melden sich bereits sehr viel weniger, und selbst bei vielen von ihnen bleibt es bei einem mehr oder weniger kurzen Aufflackern einer bereits erlöschenden Flamme.

Schon deswegen wäre es abwegig, die *Rolle der Gemeinde* in der Glaubensvermittlung auch nur verbal zu überschätzen: Sie ist zwar religiös das stärkste, sozial aber vielfach das schwächste Glied in der Kette derer, die an der Glaubensunterweisung und an der Glaubenseinübung tatsächlich mitwirken oder mitwirken sollen. Sie reicht sehr oft über Kirchtüren und Gemeindezentren nicht hinaus.

Soziale und religiöse Barrieren

Es hat also niemand Grund – auch die kirchliche Publizistik nicht –, mit sich über den aktuellen Stand der Glaubensvermittlung zufrieden zu sein. Eine *Gewissenserforschung*, die möglichst wenig verdrängt und nichts beschönigt, aber auch damit aufhört, die Dinge einfach gleiten zu lassen, ist überfällig. Dennoch wäre es mehr als verkehrt, die unbefriedigende Bestandsaufnahme nur auf fehlende Einsicht, auf mangelnde Einsatzbereitschaft oder gar mindere Glaubenskraft der unmittelbar Verantwortlichen und mittelbar Beteiligten zurückzuführen; wengleich nicht zu leugnen ist, daß an alldem auch etwas dran ist.

Es klingt nach Banalisierung von Geschichte, wenn die jeweiligen Zeitumstände für eine bestimmte Aufgabe als jeweils besonders schwierig dargestellt werden. Es läßt sich aber einfach nicht leugnen: Glaubensvermittlung ist heute *schwieriger*, als es frühere Generationen damit hatten.

Die *Gründe* dafür sind, wie vorhin für den Bereich der religiösen Sozialisation angedeutet, nicht nur im Religiösen, sondern fast ebenso sehr im *Sozialen* zu suchen. Ein kaum zu überschätzendes Grundproblem ist ein trotz häufigeren Experimentierens mit neuen Gemeinschaftsformen ein immer noch anhaltender *Trend zu sehr individualisierten Lebensweisen*; Kommunikation erfolgt mehr

indirekt als direkt – deswegen verwechseln wir ja auch so leicht die über die Medien vermittelten mit den wirklichen Verhältnissen. Mitteilungsfähigkeit in Glaubensfragen setzt *Gemeinschaft und persönliche Begegnung* voraus, denn nur in solchen Begegnungen öffnen wir uns erfahrungsgemäß tieferen Lebensfragen; was in primär funktionalen Zusammenschlüssen an menschlichem Substrat ausgetauscht wird, bleibt notwendig sach- bzw. alltagsbezogen, existentiell also – wertneutral formuliert – an der Oberfläche.

Zudem: *Vereinzeling* ist nie nur ein Organisationsproblem; es bauen sich damit auch psychologische Barrieren auf, die von einer kirchlichen Gemeinde besonders schwer zu überwinden sind, weil sie sich dort mit selbst-aufgebauten Barrieren verschränken. Es lohnte sich durchaus, einmal darüber nachzudenken, welche Folgen für den Sozialkontext Kirche, für die Glaubensvermittlung und für die religiöse Praxis die simple Tatsache hat, daß im Bundesgebiet knapp über 30 und in Westberlin knapp 50 Prozent aller Haushalte Einpersonen-Haushalte sind. Wie werden der allein siedelnde Zwanzigjährige, wie die allein erziehende Mutter, wie die „frei“ zusammenlebenden jungen Paare, von denen später auch viele Kinder erziehen, von der Kirche erreicht? Im kirchlichen *Sprachgebrauch* kommen meist nur Ehen und Familien, Kinder und höchstens noch Senioren vor. Und Sprachgebrauch wird wohl auch etwas mit Praxis zu tun haben. Im übrigen ist vielleicht gerade Seelsorgern zu wenig bewußt, daß Alleinleben religiöser Praxis generell wenig förderlich ist. Menschen sind auch religiös auf Geselligkeit angewiesen – der religiöse Einsiedler ist kein Argument dagegen, und der Mönch lebt ja gerade religiös in Gemeinschaft.

Familie kann auf die Weitergabe des Glaubens freilich in gleich negativer Weise wirken: weltanschaulich gespaltene Familien neigen zur Tabuisierung von Glaubensfragen. Wo Glaube aber nicht zur Sprache kommt, und sei es auch nur aus Angst vor Harmonieverlust, kann er weder voll gelebt noch weitergegeben werden.

Kirchlich kann dem kaum durch Schaffung neuer Begegnungs- und Gemeinschaftsformen entgegengewirkt werden. Aber kirchliche Gemeinden können ihr Bild von der Differenziertheit gesellschaftlicher Verhältnisse je neu vervollständigen. Sie können es vermeiden, sich einseitig auf bestimmte Gesellungsformen, und seien diese noch so naturwüchsig, festzulegen, und ihre Mitglieder können, gerade wenn sie fest in der Gemeinde verankert sind, ihre Kontakte in ihrem persönlichen gesellschaftlichen Umfeld verdichten. Sie sollten dabei auch neu *entstehende Gemeinschaftsformen* nicht einfach deswegen abschreiben, weil sie teilweise gegen kirchliche Normen oder auch zweifelsfreie christliche Lebensregeln verstoßen. Auch sie und gerade sie bedürfen des Glaubenszeugnisses von Christen, wenn sie sich nicht völlig nachchristlich entwickeln sollen.

Noch erschwerender wirkt natürlich der *religiöse Zustand der Gesellschaft*. In einem Klima *praktischen Atheismus* ist es gewiß nicht leicht, Glauben plausibel zu leben. Wo die Le-

benspraxis keinen Anhalt bei Gott sucht oder scheinbar keinen solchen braucht, kann sich Glaube existentiell kaum ausprägen. Er entwickelt sich selbst bei Gläubigen so leicht zu einer blassen Theorie, die niemandem wehtut und erst recht niemanden mitreißt. Aber was ebenso wichtig ist: Da eine alle verbindende religiöse Tradition nicht mehr vorhanden ist, tradiert sich Glaube in keiner Weise mehr „von selbst“. Wer einfach meint, das sei gut so, denn damit sei jeder gezwungen, sich über seinen Glauben persönlich Rechenschaft zu geben und mit allem bloßen Traditionschristentum habe es damit ein Ende, unterschätzt dreierlei: Erstens hat es eines sehr langen Entwicklungsprozesses bedurft, um diesen Zustand überhaupt bewußt zu machen, und so mancher, auch unter den kirchlich Verantwortlichen, vor allem den Verwaltern, nimmt ihn immer noch nicht zur Kenntnis. Zweitens sind auch Gläubige in der Regel keine existentiellen Draufgänger, sondern müssen selbst im Zustand starken Glaubens von anderen *mitgetragen* werden. Und drittens ist es mit dem Traditionschristentum damit keineswegs zu Ende. Dieses verwandelt sich nur in andere Formen und Sinngehalte. Das kann auf recht verschiedene Weise geschehen: etwa durch spezifisch *zeitgenössische Formen des Ritualismus*: Man hat sich innerlich vom Glauben gelöst, lebt aber in einem christlichen Milieu weiter und schließt mit diesem einen Kompromiß durch Einhaltung christlicher Minimalregeln, zu denen auch der wenigstens sporadische Besuch von Gottesdiensten gehören kann. Oder durch *Verwandlung christlicher Lebensregeln* durch deren Überführung in einen säkularen Sinnkontext: Je vollständiger diese Überführung gelingt, um so schwerer hat es christlicher Glaube, Stachel und Anstoß zu bleiben; denn was Humanes an ihm ist, hat ja die säkulare Gesellschaft in sich aufgenommen und – historisch gesehen – häufig gegen den Willen der Kirche zum Erfolg geführt. Der transzendente Bezug gar auf einen persönlichen Gott oder auf die christliche Auferstehungshoffnung interessiert dabei nicht. Auch *die Kirche* wird folglich nicht in erster Linie unter dieser „Funktion“ gesehen, sondern als politisch-humanitäre *Legitimierungsinstanz*.

Verbindlichkeit als Kontrapunkt

Schließlich: es ist unter unseren Lebensverhältnissen relativ leicht, *religiös* zu sein: dafür werden die verschiedensten religiösen und halbreligiösen Erfahrungs- und Erlebniswelten bereitgehalten (vgl. dazu ds. Heft, S. 206). Unser weltanschaulicher Pluralismus läßt vieles gelten. Ein *Glaube mit letzter Verbindlichkeit* ist nicht darunter. Ein solcher aber, in dem ich Gott Stück für Stück meines Lebens verantworte und ganz aus dessen Gnade lebe, ist der christliche Glaube. Solche Verbindlichkeit wirkt befremdend, erzeugt bei allem Suchen nach klarer Orientierung wenig Sympathie: nicht nur weil die Verweise auf einen persönlichen, auf die Geschichte des Menschen sich leidend und heilend einlassenden Gott in einer scheinbar aus sich selbst sich erklärenden Welt schwach geworden sind, sondern weil das alles nicht so recht zu

den vielen „autonomen“ Lebensentwürfen und ichsuchenden Selbstverwirklichungsstrategien paßt.

Könnte nicht dennoch gerade diese *Verbindlichkeit als Kontrapunkt* zu dem vielen Beliebigen, Unverbindlichen zeitgenössischer religiöser Angebote sein, was Glaubensunterweisung und Glaubenszeugnis von Christen weiterbringt und Plausibilität und Überzeugungskraft zurückgewinnen hilft? Die Frage, *welcher Glaube wie zu vermitteln ist*, ist zweifellos der springende Punkt in all unseren Problemen, die wir mit der Bezeugung und Weitergabe des Glaubens haben, und zugleich der „strategische“ Ansatz, diese zu überwinden, der Punkt also, an dem Hindernisse und Chancen zusammenlaufen. Alle psychologischen, gesellschaftlichen und religiösen Barrieren verlieren dadurch nichts an Widerständigkeit; aber wir bekommen unser spezifisch zeitgenössisches Problem der Glaubensvermittlung nur in den Blick, wenn wir die volle Verbindlichkeit des christlichen Glaubens überall, wo wir daraus leben und darüber reden, wagen. Nur so erfüllt die Kirche als Glaubensgemeinschaft ihren Grundauftrag. Eine vage Gläubigkeit, ein verdünntes Christentum, mit einem sehr fernen Gott, einem *nur* sehr humanen Jesus und einer mit ein bißchen Mystik angereicherten Sinnvermittlerin Kirche kann säkularen Menschen am wenigsten imponieren. (Am ehesten braucht er bzw. die Gesellschaft darum noch die sinnvermittelnde Kirche, weil man Legitimationsprobleme nicht einfach Subjektivismen überlassen kann und deshalb dafür mindestens eine durch einen gewissen Minimalkonsens respektierte Großorganisation braucht. Aber eine Kirche christlichen Glaubens wäre das auf keinen Fall.)

Die volle Verbindlichkeit christlichen Glaubens wagen heißt für die Praxis nicht nur über die Konsequenzen des Glaubens für die Lebensgestaltung nachdenken und diese Konsequenzen für unser gesellschaftliches Tun aufzeigen, sondern heißt, *vor allem den Glauben selbst*, seine konstituierenden Inhalte und grundlegenden Kriterien bezeugen und vermitteln. Damit wird nicht überflüssig, über die Folgerungen für gesellschaftliches Verhalten und soziale Strukturen nachzudenken, darüber, was christlicher Glaube über Friedensethik sagt und was wir als christlich Glaubende ausländischen Arbeitnehmern oder Entwicklungsländern schulden. Auch werden dadurch solide religionskundliche Kenntnisse und die Bedeutung von Religion für Sinnggebung und menschliches Zusammenleben nicht überflüssig. Im Gegenteil! Das Mitwissen darum ist *heute* Voraussetzung sowohl für eine plausible Bezeugung des unterscheidend Christlichen wie für die inhaltliche Darstellung des Glaubens. Aber alles das muß hinführen zu den zentralen Glaubensfragen und Glaubenspraktiken des Christentums: Gott und dessen Weltbezug; was christliche Offenbarung heißt; was wir tun, wenn wir beten; was Gnade ist, was Sakramente sind; was wir meinen, wenn wir an ein ewiges Leben glauben und *inwiefern* Glaube Maßstab für unser Leben vor allem als sittliches Verhalten ist: das müssen in allem die stets bedachten *ersten Bezugspunkte* sein.

Auf diesen allerschlichtesten und zugleich allerzentralsten Glaubenstatsachen müßte es wohl möglich sein, ein *neues gemeinsames christliches und kirchliches Bewußtsein* aufzubauen, das inhaltlicher Grund und nicht erst Ergebnis einer intensiveren, selbstverständlicheren Zusammenarbeit aller an der Glaubensvermittlung Mitwirkenden sein kann. Es müßte möglich sein, diese Besinnung auf das Allereinfachste und doch Schwierigste zur *Grundlage* einer über spezielle geistliche Gemeinschaften hinausreichenden gesamtkirchlichen *Glaubenskultur* zu machen. Auf jeden Fall aber muß das Grundlage jeden gemeinsamen Glaubenlernens und *Mitte aller verkündigenden Tätigkeit in der Kirche* sein. Und jeder, der in der Kirche redet, schreibt, predigt, Gottesdienst hält, Unterricht gibt, Sakramente spendet, Erwachsene bildet, in Verbänden arbeitet und Menschen bei Kasualien begegnet, sollte stets daran denken. Damit allein kann auch ein *neues christliches Selbstbewußtsein* (aus Glaubensbewußtsein) geschaffen werden, das alles kirchliche Sich-Mühen in Schule, Gemeinde, Jugend- und Familienarbeit, oder wo immer Christen sich um Glaubensvermittlung bemühen, trägt.

Das Wandelbare annehmen

Verbindlichkeit, Selbstbewußtsein (aus Glaubensbewußtsein) zeichnen freilich auch den Fundamentalisten aus, der alle weltlichen Tatsachen in das Prokrustesbett einer starren Bibelwörtlichkeit oder Normen- und Dogmen-Lehre zwingt, als ob es im menschlichen Dasein keine Bewegung und Dynamik gäbe. Deswegen muß zur Verbindlichkeit des Glaubens ein *rationales*, durch den Glauben nicht aufgehobenes, sondern vertieftes *Weltverständnis und Weltverhalten* genauso dazukommen wie *Freiheitlichkeit im Denken und Verhalten* und das *Wissen um das Wandelbare*, um die Geschichtsbezogenheit alles menschlichen Tuns, auch der gelebten Glaubensformen und der aus ihnen abgeleiteten Lebensregeln. Es wird nicht die unwichtigste und keineswegs die leichteste Aufgabe sein, gegenüber einem in der Kirche sich neu ausbreitenden *ungeschichtlichen und deshalb letztlich unfreiheitlichen Denken* auf differenzierender Vernunft in allen Fragen der Weltdeutung, auch soweit daraus sittliche Lebensregeln abzuleiten sind, zu bestehen. Gott hat die Welt nun einmal so eingerichtet, daß es nicht nur Bibelworte, Dogmen, Normen und Regelverletzungen gibt. Er hat uns Komplizierteres zugetraut: Situationen zu erfassen, uns auf Veränderungen einzulassen, Wandlungen durchzustehen und doch wir selbst zu bleiben und in dem allem Gott zu finden. Deshalb wird Glaubensvermittlung heute, wie immer das personell angestellt wird – es gibt ja nicht nur die institutionalisierte Gemeinschaft, sondern die Begleitung von Mann zu Mann, von Frau zu Frau – vor allem eine *begleitende* sein müssen. Ein zeitgenössisches Leben kennt viele Wegbiegungen. *Geduld* gehört da zum Selbstbewußtsein des glaubend Begleitenden. „Erfolge“ – in volkkirchlicher Breite – sind darob weder sicher noch wahrscheinlich. Aber auf das Zählen zu verzichten gehört auch zum christlichen Glauben.

D. A. Seeber